

e-Journal Philosophie der Psychologie	Freiheitsoptimistische Perspektiven im Spannungsfeld von Messung, Argumentation und Introspektion Buchbesprechung von Johannes Wagemann
--	--

Ebersbach, René / Kettner, Matthias / Weger, Ulrich / Heusser, Peter (Hrsg.): Freiheit?! Freiheitsbewusstsein – Neurowissenschaftliche Tatsachen – Gesellschaftliche Bedeutung, 158 S., Königshausen und Neumann, Würzburg 2019.

Der siebte Sammelband der seit 2013 zu den Wittener Kolloquien für Humanismus, Medizin und Philosophie erscheinenden Buchreihe bezieht bereits durch seinen Titel Stellung: Das Ausrufezeichen deutet an, dass das Thema Freiheit im Kontext von Bewusstsein, Neurowissenschaft und Gesellschaft nicht nur untersucht, sondern auch mit einem positiven Votum verbunden wird. Im Vorwort kontrastieren die Herausgeber Freiheit mit Determinismus und ihre Diagnose einer deterministischen Dominanz gegenwärtiger Debatten zeigt, verbunden mit einem daraus zu erwartenden – und vielerorts bereits wahrnehmbaren – Abbau von Freiheitsrechten, die kulturelle und gesellschaftspolitische Relevanz des Themas auf. Indes werden als gemeinsamer Nenner der aus philosophischer, psychologischer und medizinischer Perspektive verfassten Beiträge nicht eine völlige Abkehr vom Determinismus, sondern sich von Unfreiheit in Richtung einer individuellen und kollektiven Freiheit zu erschließende Fähigkeitsräume des Menschen ins Auge gefasst. Insofern auch Aspekte phänomenalen Bewusstseins, z. B. bezüglich der Motiv- und Willensbildung, in ihrer erstpersionalen Zugänglichkeit untersucht werden, liegt der Schwerpunkt auf nicht-reduktionistischen Ansätzen. Insgesamt ist es das Anliegen des Sammelbandes, zu einem humanistischen Freiheitsverständnis und ganzheitlichen Menschbild beizutragen.

Der erste Beitrag von Brigitte Falkenburg ("Das Dilemma von Determinismus und Freiheit: Was bedeutet die Hirnforschung für die menschliche Existenz?") beschäftigt sich vor allem theoretisch mit dem Dilemma von Determinismus und Freiheit und dessen Erweiterung zum Trilemma (nach P. Bieri). Bezüglich des letzteren entscheidet sich die Autorin zur Hinterfragung und Ablehnung der These von der kausalen Geschlossenheit der Natur (K), während sie an den Thesen von der radikalen Verschiedenheit mentaler und physischer Phänomene (V) sowie der mentalen Verursachbarkeit physischer Phänomene (W) festhält. Als Begründung führt sie eine größere Plausibilität der beiden letzteren Thesen an, was aus physikalistischer Perspektive allerdings kaum überzeugend erscheint, da sich mentale Verursachung als subjektive und kollektive Illusion herausstellen könnte. Abgesehen davon ist anzumerken, dass ein Trilemma ja gerade mit der Intention seiner logischen Unauflösbarkeit konstruiert wird und es daher vermutlich nicht ausreicht, eine der Thesen einfach zu suspendieren. Weder eine genauere Begründung des Ausgangspunkts – Kritik von These (K) – im Kontext aktueller Debatten noch eine Rechtfertigung der Methode (Widerlegung) im Kontext des Trilemmas werden geliefert; zum Beispiel bleibt die Möglichkeit einer die mentalen und physischen Beschreibungsebenen integrierenden Erweiterung der in den Thesen verwendeten Begriffe (z. B. "Natur", "Kausalität") unerörtert. Der Hauptteil des Beitrags thematisiert Kausalität im Kontext von Philosophiegeschichte, Physik und Hirnforschung und versucht zu zeigen, dass Kausalität in der Natur nicht durchgängig vorherrschend ist. Zwei Aspekte von Kausalität werden dabei hervorgehoben: die zeitliche Aufeinanderfolge von Ursache und Wirkung und die strikte Notwendigkeit dieser Art von Verknüpfung. Insbesondere den letzteren Aspekt assoziiert die Autorin mit dem Laplace'schen Determinismus und grenzt dessen mechanistische Vorstellungen von den Gesetzen der Thermodynamik ab. Problematisch ist

einerseits, dass im Folgenden nicht klar zwischen einer so verstandenen Kausalität und einem Determinismus unterschieden wird, obwohl eine deterministische Vorbestimmtheit von Ereignissen nicht unbedingt auf Kausalität beruhen muss. Andererseits trifft es nicht zu, dass innerhalb der Thermodynamik nur irreversible – von Falkenburg fälschlich mit indeterministischen gleichgesetzte – Vorgänge behandelt werden (reversibel sind z. B. die dem ersten Hauptsatz unterliegenden isothermen Vorgänge). Durch solche begrifflichen, die physikalische und philosophische Ebene vermischenden Unschärfen wird eine Dichotomie der Eigenschaften 'strikt deterministisch/linear/reversibel' und 'indeterministisch/nicht-linear/irreversibel' etabliert, vor deren Hintergrund sich die kausale Geschlossenheit der Natur und insbesondere neuronaler Prozesse natürlich leicht in Zweifel ziehen lässt. Entscheidend für eine Auflösung des Trilemmas wäre aber nicht die Unterscheidung verschiedener Gesetzmäßigkeiten auf physischer Ebene, sondern eine Bearbeitung der Frage, ob und wie materielle Prozessualität und potenziell freie, also selbstverursachte Mentalität in einen transkategorialen Einklang gebracht werden könnten, wie dies zum Beispiel im Kontext von Emergenz und kausaler Überbestimmung diskutiert worden ist (J. Kim¹) – so leider nicht von der Autorin, die ihre Argumentation ohne hinreichende Bezüge zu aktuellen Debatten durchführt und der, entgegen ihrer erklärten Intention, mehrere reduktionistisch anmutende Formulierungen unterlaufen (z. B.: "Die Hirnrinde ist die Grundlage der kognitiven Leistungen und bewussten Prozesse, die unser Gehirn zustande bringt.", S. 27).

René Ebersbach und Stefan Schmidt thematisieren "Das Bereitschaftspotential, das Libet-Experiment und die langsamen Hirnpotentiale: ein neurophänomenologischer Blick auf den freien Willen" und referieren die diesbezüglichen Untersuchungen der Arbeitsgruppe um Stefan Schmidt in Freiburg. Zunächst wird die historische Entwicklung des Experiments ausgehend von der Entdeckung von Veränderungen im EEG, des sogenannten Bereitschaftspotentials, kurz vor einer willkürlichen Bewegung einer Testperson nachgezeichnet. Eine für die Freiheitsdebatte relevante Interpretation ergab sich durch Benjamin Libets Wiederholung des Versuchs (1983) unter Einbeziehung einer subjektiven Zeitbestimmung durch die Teilnehmer, wann sie "den Drang, die Intention, die Entscheidung" zur Bewegung empfanden (S. 40). Diese quasi synonyme Reihung in erstpersonaler Phänomenologie durchaus differenzierbarer Aspekte zur Handlungsvorbereitung und ihre Identifikation mit einem festen Zeitpunkt ("wanting time") verdeutlichen bereits einen der von den Autoren verfolgten kritischen Ansatzpunkte. Gegen die bisher übliche, freiheitspessimistische Interpretation der Tatsache, dass die wanting-time stets um etwa eine Sekunde dem neuronal messbaren Bereitschaftspotential hinterher hinkt und daher die bewusste Entscheidung vollständig durch neuronale Prozesse determiniert sei, werden zunächst folgende Argumente in Stellung gebracht: Einerseits lässt sich die Kurzfristigkeit der spontanen Entscheidung im Experiment nur sehr bedingt auf Alltagssituationen übertragen, andererseits kann die generelle Bereitschaft und damit eigentlich vorweg genommene Entscheidung zur Bewegungsausführung durch kooperative Probanden langfristig vorausgesetzt werden. Neben diesen sich auf das experimentelle Setting beziehenden Bedenken wird die Interpretation des Bereitschaftspotentials als Indikator der Handlungsvorbereitung hinterfragt, indem mit Studien belegt wird, 1. dass auf das Bereitschaftspotential nicht notwendig eine Bewegung folgen muss, 2. dass das Bereitschaftspotential kein einheitliches, zeitlich distinktes Ereignis darstellt, sondern sich aus fluktuierenden Signalen verschiedener Polarität zusammensetzt und erst ab einem Schwellwert zur Bewegungsvorbereitung beitragen kann, 3. dass auch nach erfolgtem Bereitschaftspotential die

¹ Kim, J. (2006). Emergence: Core ideas and issues. Synthese, 151, 547-559.

Bewegungsausführung unter bestimmten Bedingungen durch die Probanden noch verhindert werden kann, 4. dass vor einer Bewegungsausführung nicht zwangsläufig ein entsprechendes Bereitschaftspotential vorhanden sein muss. Diese Dekonstruktion einer vermeintlichen Urheberschaft bestimmter neuronaler Prozesse bezüglich bewussten Handelns ermöglicht – zusammen mit einer genaueren Untersuchung der neuronalen Signale wie auch der mentalen Phänomene – eine andersartige Interpretation. Für die neuronale Ebene wird angenommen, dass es unspezifische, relativ langsam fluktuierende und auch ohne mentale Korrelationen fortlaufend auftretende Signale sind, die eine ermöglichende, aber nicht notwendig erzwingende Rolle in der Handlungsvorbereitung spielen. Auf mentaler Ebene wird eine Differenzierung der introspektiven Beobachtung bezüglich der Handlungsvorbereitung gefordert und anfänglich in Einzelfallstudien mit Meditationsexperten verfolgt. Hier bleibt allerdings unklar, inwieweit eine trennscharfe Unterscheidung der oben erwähnten, zum "inneren Impuls" beitragenden mentalen Phänomene und Aktivitäten gelingt (S. 45), die sich, analog zum Bereitschaftspotential, womöglich auch in feinere Anteile auflösen lassen. Richtungweisend ist jedenfalls die Berücksichtigung einer graduell abgestuften und durch Übung steigerbaren Bewusstheit der Probanden bezüglich ihrer genuin mentalen Prozesse und deren Korrelierung mit frühen und späten Phasen des Bereitschaftspotentials, auch wenn sich diese Zuordnung nicht eindeutig aus dem angeführten Diagramm erschließen lässt. Als innovativer Beitrag zur Freiheitsdebatte ist festzuhalten, dass die langsam fluktuierenden neuronalen Potentiale als eine die mentale Handlungsvorbereitung in bestimmten Zeitfenstern begünstigende Bedingung interpretiert werden können und somit einer potentiell freiheitlichen – vom erstpersonalen Zugriff auf die mentale Feinstruktur abhängigen – Auffassung nicht im Wege stehen müssen.

Der Beitrag von Matthias Richard Kraska ("Ist eine naturwissenschaftliche Deutung der Libet-Experimente die einzig gültige? Ein Vorschlag für einen erweiterten Bezugsrahmen") bezieht sich ebenfalls auf das Libet-Experiment und verfolgt eine an Habermas und Apel orientierte Theorie kommunikativen Handelns. Dazu leisten der dem Lexikon entlehnte historische Abriss zum Freiheitsproblem und die nochmalige detaillierte Darstellung des Libet-Experiments keinen unmittelbaren Beitrag. Interessant ist die Bemerkung, dass dem spontanen und unwillkürlichen Aussprechen von obszönen Worten beim Tourette-Syndrom kein Bereitschaftspotential vorausgehe, was aber nicht durch eine entsprechende Quelle belegt wird (wie auch in anderen Fällen). Insgesamt scheint der Autor auf eine Interpretation des Bereitschaftspotentials als "Ermöglichungsbedingung einer gewissen Wahlfreiheit" abzielen (S. 58), indem er einerseits die Ebene eines unbewussten Gründe-Habens von der bewussten Diskursebene des Sprechens über Gründe abgrenzt, andererseits aber die Übergängigkeit der ersteren in die letztere betont und mit verschiedenen Alltagsbeispielen belegt. Neben dem neurowissenschaftlich nicht erklärbaren Übergang von Hirnvorgängen in bewusst artikulierbare Handlungsgründe ist ihm besonders wichtig, dass Handlungen in der Regel nicht auf einem einzigen Grund beruhen, sondern auf einem sich erst verdichtenden "Konvolut von Gründen" (S. 62). Allerdings bleibt unklar, inwiefern dann auch das Bereitschaftspotential den Handlungsgründen zugeordnet werden kann, wenn das erstere als neuronales Ereignis prinzipiell bewusstseinsfremd, die letzteren aber als Sinnstrukturen des Handelns potenziell bewusstmachbar sind. Während hier nötige Argumentationsschritte zur Abwendung eines Kategorienfehlers fehlen, wird das Beispiel einer Arzt-Patienten-Kommunikation über mehrere Seiten ausgebreitet, ohne einen klaren Bezug zur ursprünglichen Fragestellung erkennen zu lassen. Insgesamt bleibt die vom Autor verfolgte Argumentationsstrategie unklar, schließlich auch bezüglich der Frage, welche Rolle Bewusstsein in einer Konzeption freien Handelns

spielen sollte: "Die Annahme einer [...] Vollbewusstheit seines Gründe-Konvoluts würde den Akteur dagegen massiv überfordern und ihn letztlich handlungsunfähig machen. In diesem Fall kann von Freiheit keine Rede sein, denn diese bedarf der Entscheidung und nicht der hypothetischen Möglichkeit hierzu" (S. 69). – Warum aber sollte diese Entscheidung nicht tatsächlich in bewusster Abwägung und Priorisierung möglich sein?

In seinem Beitrag "Der akteurskausale Libertarismus. Eine anthropologische und wissenschaftstheoretische Annäherung" entwickelt Christian Tewes, inwiefern sich diese philosophische Position sowohl von einem universellen Laplaceschen Determinismus als auch von einem den Kausalnexus regellos durchbrechenden Indeterminismus absetzt. Dazu erläutert er anhand des Prinzips der alternativen Handlungsmöglichkeiten zunächst die Grundintention des Libertarismus und schärft diese mit Robert Kanes Forderung nach selbstformierenden Handlungen zu, die eine bestimmte, rational fundierte Handlungsoption realisieren, obwohl auch andere, ebenso rationale Alternativen realisiert werden könnten. Um die dadurch implizierte – von Galen Strawson in einem Regress-Szenario kritisierte – Ersturheberschaft von Akteuren in rational mehrdeutigen Situationen abzusichern, wird Kanes Forderung auf regressterminierende selbstformierende Handlungen erweitert. Angesichts dieser noch recht allgemeinen und überdies spekulativen Bedingung für Freiheit sieht Tewes eine Möglichkeit zu deren Konkretisierung und Fundierung in einer Verbindung von akteurskausalen und enaktiven Aspekten. In einem ersten Schritt unterscheidet er Akteurskausalität und Ereigniskausalität anhand von Tieren als Urhebern einer Kette von Ereignissen (H. Steward) und kontextualisiert dies mit dem enaktiven Konzept des autonomen bzw. sich selbst erhaltenden Systems (H. Jonas, F. Varela). Insofern aber auch dieses Konzept noch zu allgemein, weil bezüglich der Interaktion von Individuum und Umwelt auch mit ereigniskausalen Prinzipien identifizierbar ist, werden nun Kriterien für seine Anwendbarkeit auf den akteurskausalen Libertarismus formuliert: a) Das Eingreifenkönnen in die Randbedingungen der eigenen Existenz, b) Die Gliederung eines autonomen Systems durch verschiedene, untereinander und nach außen prozessual vernetzte Ebenen, c) Die Ko-Konstitution eines Möglichkeitsbereichs von Interaktionen mit der Umwelt und damit die Veranlagung individueller Entwicklungsprozesse. Mit dieser Spezifizierung des autonomen Systems bzw. Akteurs grenzt der Autor Tiere von Pflanzen ab (anhand der vermittelten Distanz in Bezug auf Handlungsobjekte) und fragt weiter nach einer spezifischen Plausibilisierung von Akteurskausalität im Hinblick auf menschliches Handeln. Hierzu führt er einerseits an, dass Dispositionen und Habitualisierungen (hier sehe ich eine Querverbindung zu Kraskas "Gründe-Konvolut") in der Entscheidungsfindung für eine bestimmte Handlung zwar eine moderierende Rolle spielen können, in der priorisierenden Abwägung aber keine prinzipielle Freiheitseinschränkung bedeuten und den Akteur (in A. Gehlens Verständnis) sogar entlasten können. Andererseits wird geltend gemacht, dass Handlungen in der Regel nicht einmalig angestoßen und dann 'sich selbst' überlassen werden, sondern in ständiger Resonanz mit ihren leiblichen und leiblich vermittelten Möglichkeiten und Widerständen bis zu ihrem Erfolg oder Scheitern begleitet werden. Diese beiden Aspekte bringen als gemeinsamen Nenner die phänomenologische Dimension erstpersionaler Bewusstheit von Handlungsentscheidung, -planung und -ausführung ins Spiel. Erst mit der (Selbst-)Beschreibung und Formierung des Akteurs als Ich im Sinne eines "erweiterten Kraftorts" ("dilated locus of power", E. A. Behnke) gewinnt die Unterscheidung von Ereignis- und (im humanen Sinne potentiell freier) Akteurskausalität an Signifikanz. Dies hätte vielleicht mit Bezug auf die analoge Unterscheidung von transienter und immanenter Kausalität und die Frage nach einem erstverursachenden und

damit regressterminierenden 'unbewegten Beweger' (R. Chisholm bezüglich Aristoteles²) noch etwas deutlicher herausgearbeitet werden können. Mit der weiteren Differenzierung des Handlungsvollzugs anhand einer intentionalen Zielausrichtung und einer sich auf situative Bedingungen beziehenden Anpassungsleistung regt Tewes wichtige Ansatzpunkte zu einer (struktur-)phänomenologischen Fortsetzung der Untersuchung an. Insgesamt und vor allem mit Blick auf die solide Ausarbeitung der Argumentation bis hin zur Einbeziehung erstpersonaler Befunde und dem sorgfältigen Umgang mit Gegenargumenten legt er ein innovatives Votum für eine freiheitsoptimistische Position vor.

Peter Heussers Beitrag "Zur Aktualität von Rudolf Steiners 'Philosophie der Freiheit' (1894/1918) im Kontext der heutigen Freiheitsdebatte" versucht auf diesem Wege den zunächst bestehenden Widerspruch zwischen erstpersonalem Freiheitserleben und drittpersonalem Neurodeterminismus aufzulösen. In seinen Bemerkungen zu Steiners Methode stellt er deren Potential in Aussicht, einen äquivalenten Realitätsstatus für die Innen- und die Außenperspektive auf das Freiheitsproblem zu erweisen. Für jedes "empirisch Gegebene [...], sei es physisch, seelisch oder geistig", gelte es "durch das Denken die Gesetzmäßigkeiten [...] zu eruieren" (S. 103). Die als Kriterium einer derart erweiterten Empirie angeführte "Besonnenheit des vollbewussten, denkenden Bewusstseins" erscheint allerdings zu vage, um Steiners Methode der "seelischen Beobachtung" hinreichend gegenüber anderen, heute üblichen Formen empirischer Forschung zu profilieren. Auch die Ausweisung von Steiners Methode als Phänomenologie schließt diese Lücke kaum und lässt die Frage nach dem Verhältnis der Steinerschen und Husserlschen Phänomenologien offen – hat sich Husserl doch eher in Opposition zu den empirischen Wissenschaften verstanden und auch eine ambivalente Haltung zu introspektiver Empirie eingenommen. Der Hauptteil der Argumentation baut auf Steiners Differenzierung des Willensaktes in Motiv und Triebfeder(n) auf und expliziert die letzteren in einer vom reiz-reaktionsgebundenen Instinkt ("Trieb") über Affekte ("Fühlen") und Habitualisierung ("praktische Erfahrung") bis zum "reinen Denken" bzw. "praktischen Vernunft" aufsteigenden Folge. Während der Drang zum Handeln auf den ersten drei Stufen durch Faktoren bestimmt wird, die außerhalb eines durch aktuelle Denktätigkeit hervorgebrachten Motivs stehen, fällt die vierte Triebfeder-Stufe mit diesem Vorgang zusammen. Der entscheidenden Frage, ob nun auch das "reine Denken" bzw. die "praktische Vernunft" ihrerseits von externen Faktoren (zum Beispiel Hirnprozessen) determiniert seien, geht der Autor in verschiedener Hinsicht nach. Denn Handeln kann nach Steiner nur frei sein, wenn es zu seiner Motivbildung, Handlungsplanung und -umsetzung in einem vollständig selbstbestimmten und einsichtigen Verhältnis steht (hier ließe sich an den Aspekt immanenter Kausalität anknüpfen). Dieses von Steiner als "Intuition" bezeichnete Verhältnis grenzt Heusser sachgerecht gegen "spontan auftretende gefühlsartige Einfälle" ab (was der zweiten oder dritten Triebfeder entspräche, S. 107), versäumt es aber, den epistemologischen Status der von Steiner gemeinten Intuition näher zu erläutern. Ist damit ein durch introspektive oder meditative Schulung zu erreichendes Beobachtungsbewusstsein bezüglich der denkaktiven Motiv-Hervorbringung gemeint oder nur die logisch-rationale Begründung des Motivs selbst? Für die eingangs geforderte Erweiterung von Empirie auf erstpersonale Zustände und Prozesse müsste eigentlich (auch) das erstere der Fall sein, während das letztere (ohne das erstere) auf der Ebene alltagsbewusster Rationalität stehen bliebe, für die auch der Hirnforscher Wolf Singer als Kronzeuge zitiert wird. Ob und inwieweit die Motivbildung als (potentiell) vollständig

² Chisholm, R. (1964). Human freedom and the self. In *The Lindsay Lectures*, Lawrence: University of Kansas, 3-15.

bewusstseinsfähige Eigenleistung des Individuums zu sehen ist, bleibt eine von der Ebene logischer Einsicht unabhängig zu klärende Frage. Andererseits implizieren die Einsicht und intersubjektive Einigung bezüglich ein und desselben logischen Inhalts nicht notwendig dessen von Heusser angeführte Unabhängigkeit von individuell verschiedenen Hirnzuständen, wie die Debatte um multiple Realisationen mentaler Zustände gezeigt hat³. Der zentrale Punkt in Steiners Konzeption liegt, nach Auffassung des Rezensenten, vielmehr in dem phänomenalen und funktionalen Antagonismus mentaler und neuronaler Aktivität sowie dessen transkategorial nachweisbaren Effekten der De- und Rekomposition (H. Witzmann, J. Wagemann⁴), was sich hier bezüglich der "Zurückdrängung der Leibesorganisation" andeutet. Dabei sind es aber nicht die physiologischen Abbauprozesse, die ein mentales Wirken auf neuronaler Ebene plausibel machen, sondern die hochdifferenziert mit mentalen Sinnstrukturen korrelierte synaptische Plastizität. Aus mentaler Perspektive gilt es demnach zunächst, die dekomponierende Wirkung neuronaler Aktivität zurückzudrängen und damit das Erscheinen des – alltagsbewussten – phänomenalen Bewusstseins vorzubereiten. Wenn diese den spezifischen Hirnvorgängen konsequenterweise zeitlich vorgelagerten mentalen Prozesse aber nicht ihrerseits bewusst und vielleicht auch prinzipiell nicht bewusstmachbar sind (das wird hier nicht geklärt), wäre ihre Existenz rein spekulativ. Heussers Beitrag regt zu einer weiteren Auseinandersetzung mit und kontroversen Diskussion von Steiners freiheitsphilosophischem Ansatz an.

Der Beitrag von Wolfgang Tress "Das Unbewusste und die Freiheit – eine tiefenpsychologisch-philosophische Analyse" ist insbesondere auch im Kontext der Freudschen Psychoanalyse zu verstehen. Tress sieht Freiheit (in Nachfolge L. Wittgensteins) "als Zuschreibung und Zumutung (!) eines Vermögens gegenüber uns und unseres Gleichen" (S. 119), mithin als kollektives Eigenschaftskonstrukt, das Personen unter bestimmten Bedingungen zu- oder auch abgesprochen werden kann. Was als Person zu sehen ist, entnimmt der Autor den von der materiellen Beschreibungsebene aufsteigenden Zuschreibungsebenen Daniel Dennetts, von denen nur der "vollen Personalität" aufgrund von "Gegenseitigkeit und Selbstbewusstsein" Willensfreiheit zu unterstellen sei (S. 120). "Willensfreiheit kommt mithin Personen zu, die sich ihrer selbst und der anderen selbstbewussten willensfreien Personen bewusst sind und die in dieser Gemeinschaft vernünftig handeln und hierüber im semantisch-sprachlichen Austausch stehen" (S. 120/121). Kritisch ist anzumerken, dass diese Definition voraussetzt, was sie zu definieren vorgibt, denn unklar bleibt, woran die Willensfreiheit anderer Personen zu erkennen sei. Wenn deren vernünftiges Handeln als Kriterium dafür gemeint ist, wäre die nächste Frage, wer oder was festlegt, was vernünftiges Handeln sei. Spätestens mit dem Hinweis auf "die abendländischen Rationalitätskriterien, die letztlich aus der griechischen Antike stammen" (S.125), ergibt sich eine durchaus bedenkliche und eurozentrische Verengung dieses normativ-heteronomen Freiheitsverständnisses, das nicht davor zurückschreckt, "Kindern oder seelisch schwer gestörten Menschen" (S. 119) Willensfreiheit wegen ihres – vielleicht nur scheinbar? – irrationalen Verhaltens abzusprechen. Zwar mag eine relative Unfreiheit in diesen Beispielen außer Frage stehen, was im Umkehrschluss aber nicht bedeutet, dass Freiheit durch ein wie auch immer geartetes

³ Putnam, H. (1967). Psychological Predicates. In: W. H. Caplan (Hrsg.): Art, Mind and Religion, Pittsburgh, 37–48.

⁴ Wagemann, J. (2010). Gehirn und menschliches Bewusstsein. Neuromythos und Strukturphänomenologie. Aachen: Shaker.

Rationalitätsideal oder zum Beispiel durch Austreibung des Irrationalen (H. & G. Böhme⁵) gewährleistet wäre. Vor seinem theoretischen Hintergrund erläutert Tress, wie der Patient im psychoanalytischen Setting die personalen Zuschreibungsstufen zur Freiheit emporklettern kann. Seine unfreien Denk-, Gefühls- und Verhaltensmuster (Übertragungen) werden durch den in dieser Hinsicht geschulten Therapeuten wahrgenommen und als "Versatzstücke unterbrochener, gescheiterter Bildungsgänge [...], die vom menschlichen Säugling zur erwachsenen Person führen," kontextualisiert (Gegenübertragung, S. 126), wodurch der Patient "das Niveau seiner Begegnungen den komplexeren Stufen der Persönlichkeit zunehmend annähern" kann (S. 127). In dieser Annäherung unterscheidet der Autor die Artikulation der eigenen Wunschwelt, das Verstehen dieser Wünsche im Kontext der eigenen Biographie und ihre Bewertung im Sinne autonomiefördernder oder –hemmender Identifikationen. Wenngleich es sich bei der Psychoanalyse um einen Spezialfall menschlichen (Inter-)Agierens handelt, wird Freiheit hier doch in den Kontext einer individuellen Anstrengung und Entwicklung zur Willensaneignung (P. Bieri) gebracht. Zu fragen bleibt, inwieweit diese doch sehr vom Rationalitätsverständnis und der Deutungshoheit des Therapeuten abhängige Form von Freiheit auf den außertherapeutischen Fall verallgemeinert werden könne.

Abschließend nimmt Matthias Kettners Beitrag "Fortschritt im Bewusstsein der Unfreiheit. Über die gesellschaftliche Bedeutung der Freiheitsfrage" eine kultureflexive Perspektive auf das Thema ein und stellt, explizit oder implizit, auch Bezüge zu den anderen Beiträgen her. Sein Ausgangspunkt ist die Kopplung der kulturgeschichtlichen Moderne und der sich in ihr entwickelnden Gesellschaften mit einem starken Streben nach Freiheit; umgekehrt heißt das: wo Freiheit negiert wird, ist die Entfaltung des paradigmatischen Kerns neuzeitlichen Denkens und Handelns gefährdet. Diese scheinbar einfache Formel verkompliziert sich insofern, als gerade die auf dem Boden einer freiheitlichen Bewusstseinshaltung entstandene moderne Naturwissenschaft heute, vor allem in Form der Neurowissenschaft, starke Einsprüche gegen das Freiheitsdenken einlegt. Zusammen mit den vom Autor analysierten kulturellen und sozialpsychologischen Phänomenen stellt das die von Hegel behauptete Notwendigkeit eines geschichtlichen Fortschritts zur Freiheit in Frage, verdeutlicht aber auch die erst angesichts eines möglichen Scheiterns und unter individueller wie kollektiver Anstrengung real und authentisch werdende Dimension von Freiheit. Warum Freiheit in heutigen Diskursen oft anders verstanden, diskutiert und schließlich relativiert wird, untersucht Kettner an "typischen Erfahrungsgehalten von Entfremdung, Fremdbestimmung und Abhängigkeit, zu denen moderne Lebensverhältnisse disponieren" (S. 132). Als Hauptmotiv dieser Phänomene wird die Angst vor der eigenen Freiheit und damit vor der Eigenverantwortung identifiziert, die im Zuge moderner Konsum-, Wohlfühl- und Sicherheitsversprechen immer mehr als inakzeptable Zumutung erscheint. Diese Angst entsteht, wenn das ich-zentrierte Kohärenzerleben von selbstbestimmter Überlegung, Entschließung und Ausführung sowie intendierter Bedeutung von Handlungen mit deren tatsächlichen Wirkungen zu oft und vielleicht sogar systematisch gestört wird. Als Beispiele werden verschiedene Phänomene einer zunehmenden Unsicherheit bezüglich beruflicher Karriere, Partnerwahl, Altersversorgung, Terrorattacken usw. genannt – klimawandelbedingte Naturkatastrophen ließen sich noch ergänzen. Solche Verunsicherungen der eigenen autorialen und aktorialen Selbstbestimmung machen, laut Kettner, Menschen anfällig für "das freiheitsreduzierte neue Menschenbild" der Hirnforscher (S. 136) und ebnen der Akzeptanz einer moralisch scheinbar neutralen, externalisierten Verhaltenskontrolle den Weg. Diese muss

⁵ Böhme, H. & Böhme, G. (1985). Das Andere der Vernunft. Zur Entwicklung von Rationalitätsstrukturen am Beispiel Kants. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

sicherer erscheinen, wenn die interne Instanz zur Selbstbesinnung und Selbstbestimmung eine Illusion ist, leistet damit aber autoritären politischen Systemen und gesellschaftlichen Kontroll- und Steuerungsmechanismen Vorschub. Gegenüber dieser, an vielen Stellen bereits Realität gewordenen Perspektive werden von Kettner einige Unstimmigkeiten in der Debatte über konstitutive Unfreiheit ausgemacht wie etwa ein durch Hirnforscher pathologisiertes Normalverhalten, die disziplinäre Verengung der Debatte auf Philosophie und Hirnforschung, die Überbewertung des Neuro-Hypes (z. B. in der Pädagogik) und die Verkürzung der Debatte auf die private Freiheit von Einzelpersonen, statt Freiheit auch im sozialen und gesellschaftspolitischen Raum zu verorten. Den letzten Teil seiner Ausführungen widmet der Autor der durch den "Kulturprozess der Digitalisierung" entstehenden "neue[n] Normalität von Abhängigkeit" (S. 141). Dieser Prozess verfolgt, ähnlich der Hirnforschung, die Überführung "von tendenziell allem, was an kultureller Sinnbildung und möglichen Praxiszusammenhängen digital codiert werden kann (und was könnte man nicht digitalisieren?), in eine quantifizierbare und dadurch maschinell verrechenbare Informationsform" (S. 142). Allerdings – so ließe sich auf die rhetorische Frage antworten – kann das Digitalisieren selbst nicht digitalisiert werden, da es Nicht-Digitales wie zum Beispiel Äpfel oder deren erstpersonales Erleben voraussetzt. Die fehlende Selbstbezüglichkeit der Daten und Datenprozesse (die im strengen Sinn noch keine Information sind) macht sie ja gerade verfügbar für die verschiedensten Zwecke und Präferenzen, denen erst durch immer subtilere Werbung ein scheinbarer Selbstzweck verliehen wird. Gegenüber der Abhängigkeit von extern evozierten Scheinbedürfnissen und deren durch digitale Konnektivität verheißene Befriedigung kann die "Freiheit, frei zu sein" (H. Arendt) den nur durch individuelle und gemeinschaftliche Selbsterziehung einlösbaren Münchhausen-Effekt – sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf zu ziehen – realisieren. Die regressiv-resignative Antizipation eigener Unfreiheit erscheint für einen zivilisatorischen Fortschritt dagegen kontraproduktiv – soweit Kettners scharfsinniges Fazit.

Im Überblick entfalten die sieben Beiträge ein unerwartet weites und insgesamt vielleicht mehr durch ihre Fragestellungen als durch ihre Antworten anregendes Panorama. Tatsächlich scheint sich eine positive Antwort auf die im Titel (Freiheit?!) gestellte Frage vor allem durch die interdisziplinäre Offenheit und Vielgestaltigkeit der Ansätze und ihre Zusammenstellung zu ergeben. Gleichwohl lassen sich folgende, die einzelnen Beiträge übergreifende Motive ausmachen: 1. Die Infragestellung einer am Vorbild heteronomer bzw. transienter (Ereignis-)Kausalität orientierten Konzeption menschlichen Bewusstseins und Handelns; 2. Die nicht auf die neuronale Beschreibungsebene reduzierbare Relevanz von Handlungsgründen; 3. Die Differenzierung genuin mentaler Handlungsgründe zwischen charakterologischer Disposition, Habitualisierung und logisch-rationaler Deliberation; 4. Die potentiell durch introspektive oder meditative Metakognition, therapeutische Intervention oder auch im gesellschaftlichen Diskurs steigerbare Bewusstheit von Handlungsgründen; 5. Die ebenso steigerbare erstpersonale Bewusstheit bezüglich der eigenen mentalen Aktivität in der Planung und Durchführung von Handlungen im Sinne einer immanenten (Akteurs-) Kausalität; 6. Die Notwendigkeit eines Rückbezugs philosophischer und erstpersonal-empirischer Befunde auf die materielle Beschreibungsebene. – Somit regt der Sammelband eine umfassende Auseinandersetzung mit der Freiheitsfrage an und macht deutlich, dass es sich für deren weitere Untersuchung lohnt, eine interdisziplinäre Vernetzung theoretisch-philosophischer, empirisch-erstpersonaler und empirisch-drittpersonaler Methoden und Ergebnisse voranzutreiben.

*